

Gruß und Krieg.

Warum nimmt der Grüßende den Hut ab, reicht dem andern die Hand und macht eine Verbeugung oder, wenn er Soldat ist, warum legt er die Finger an den Helm, senkt den Degen oder präsentiert das Gewehr? Diese Höflichkeitsbezeugungen erscheinen uns so selbstverständlich, daß wir ihrem tiefsten Sinn gar nicht mehr nachgrübeln, und wenn wir über ihre Bedeutung nachdenken, so können uns die Grußformen nur als ein Zeichen der gegenseitigen Achtung und Freundschaft erscheinen. Niemand macht sich klar, daß diese Gebärden eigentlich aus dem Urgrund des Krieges geboren sind, und daß sie nur für den eine deutliche Sprache reden, der sich den „Kampf aller gegen alle“ in den Urzeiten vergegenwärtigt. Unser Gruß ist der letzte Ueberrest eines allgemeinen Kriegszustandes, der unter den Menschen herrschte, und als solchen haben ihn auch Philosophen, Sprachgelehrte und Kulturforscher, wie Spenser, Rudolf Hilferbrand und Georg Steinhausen, erklärt. Wenn sich in grauen Vorzeiten zwei Menschen begegneten, dann lag dem Schwächeren daran, sogleich dem Stärkeren zu zeigen, daß er sich seinem Willen füge. Er tat dies am besten, wie es noch heute bei primitiven Völkern üblich ist, indem er sich platt auf den Boden warf, „sich unterwarf“. So wie noch heute der Sieger dem Besiegten in sinnbildlicher Redensart „den Fuß auf den Nacken setzt“, so tat er es damals dem wehrlosen Liegenden buchstäblich. Die Griechen nannten diese Sitte, die sie bei den Persern sahen, „proskynein“, d. h. „anhändigen“, und noch heute sagt der polnische Bauer zum Obermann: „Ich falle zu Füßen“. Aus dem Fußfall ward das Knien, aus dem Knien das Beugen des Oberkörpers und daraus das Reigen des Kopfes, so daß eine reiche Nuancierung dieser Unterwerfungsformen gegeben war bis zu dem einfachen Gruß: „Herr Diener“, bei dem man heute gewiß nicht mehr an die ursprüngliche Unterwerfung bis zur „Schlauei“ denkt. Bei den primitiven Völkern gilt als Zeichen des Sichunterwerfens neben dem Niederfallen das Entblößen; man legt nicht nur seine Waffen, sondern auch Stiele seiner Kleidung ab.

In einer Zeit, wo jedermann ein Schwert trug und alles von Waffen starrte, war es dringend gebotene Vorsicht, die Männer bei friedlicher Vereinigung ohne Waffen erscheinen zu lassen, damit kein blutiger Krieg ausbrechen könne. Das wichtigste Rechtsgut unseres Mittelalters, der Sachsenspiegel, bestimmt denn auch, daß der Lehmann vor den Herrn treten müsse „ohne Messer, Schwert, Sporen, Gut, Handschuhe und alle Waffen“. Der „Gut“ ist natürlich der Helm oder Harnisch, die Handschuhe sind die Eisenhandschuhe der Rüstung. Das Ablegen der Waffen gilt also als Zeichen der Unterwerfung. In den Hoffitten hat sich dies noch lange erhalten; am österrösischen Hofe erschien noch Karl VI. stets mit bedecktem Kopfe; bei der Eröffnung des Landtages ließ sich der preussische König den Helm auf; die spanischen Granden durften vor ihrem Herrscher mit aufgesetztem Hut erscheinen und sich so ihm gleichstellen; im englischen Parlament behalten die Vertreter des Volkes ihre Helmzier auf, der nun zum Sinnbild der Selbstherrlichkeit geworden ist. Wenn ein mittelalterlicher Held seinen Helm abband, so gab er damit das Zeichen des Friedens, wie wir aus den Rivalen und der Gudrun erfahren. Im in Gesellschaft zu zeigen, daß er als Freund nahe, tat er dies auch wohl vor Frauen, und aus diesem Helmabnehmen ist dann unser Hutabnehmen zu Ausgang des Mittelalters entstanden. Erasmus befiehlt in seinen Anstandregeln, „bei Begrüßung achtbarer Personen auszuweichen und das Haupt zu entblößen“. Im 17. Jahrhundert wird dann diese Grußart allgemein.

Was sollte aber der Soldat tun, der sich doch von seiner Waffe und seinem Helm nicht trennen darf? Er nahm eine Abfärgung vor, indem er die Hand an die Kopfbedeckung legte und damit zu erkennen gab: ich müßte eigentlich den Helm abnehmen, das darf ich aber nicht; ich tue also wenigstens so, als wenn ich ihn abnehmen wollte. Ähnlich ist es mit dem Senken des Degens bei den Offizieren. Hier deutet der Krieger seine Wehrlosmachung an, indem er seiner Waffe eine Haltung gibt, die der zum Hieb unholenden, angreifenden gerade entgegengesetzt ist. Beim Präsentieren bietet der Soldat dem Vorgesetzten gleichsam sein Gewehr an, erklärt sich symbolisch bereit, es niederzulegen und sich so zu unterwerfen. Nicht anders ist es mit dem Hintersetzen und Darreichen der Hand. Der primitive Mensch zeigte durch diese Gebärde, daß er wehrlos kam und nichts Böses im Schilde führte. Dies läßt sich sogar bis in alle Einzelheiten unserer Grußfitten verfolgen. Wenn es z. B. guter Ton ist, daß man erst seine Handschuhe auszieht, bevor man den Handdruck wechselt, so ist dies eine Erinnerung an den alten Eisenhandschuh, der zur Rüstung gehörte und dessen Ablegen nicht nur der Sachsenspiegel, sondern auch in guter Gesellschaft bereits die höfliche Sitte des Rittertums forderte. Daß die Damen ihre Hüte nicht abnehmen wie die Männer, rührt daher, daß die Frauenhüte eben nie Helme waren,

ihre Kopfbedeckungen also nie Furcht erregen konnten und das Entblößen des Hauptes von den Frauen deshalb in der Vergangenheit nicht verlangt wurde. So leuchtet aus unseren friedlichen Grußformen überall der uralte Kriegergeist in merkwürdiger kulturgeschichtlicher Spiegelung hervor.

Theater.

Deutsches Künstler-Theater: „Egmont“. Trauerspiel von Goethe.

Am Sonnabend eröffnete Direktor Barnowsky, der zum Leistungstheater nun auch die frühere Sozialdramenabteilung hat, seine Vorstellungen hier mit „Egmont“. Von der Vertheilung des Auftritts umrahmt, dehnte sich der Abend zu reichhaltiger Länge, auf nahezu fünf Stunden. Reizvoll entfaltete sich der helle lebensvolle Glanz der Goetheischen Dichtung bis zu dem Wendepunkt des Dramas, der Befangenahme des in Albas Halle gelockten Helden. Dann freilich ebte die Kraft. So unüberwindlich es erscheint, wenn Schiller in seiner Kritik des Stüdes Goethes Veranlassung des historischen Egmont, den Familienrathen von der fiktiven Oranien fernhielten und zum Bleiben bestimmten, in den sorglos wogenden Jüngling, den Geliebten Albas, als eine Art von Degradierung betrachtet und klagt, „Der Dichter bringt uns um das rührende Bild eines Vaters und liebenden Gemahls, um uns einen Verführer ganz gewöhnlichen Schlages davor zu geben.“ So recht hat er doch, daß diese Goetheische Gestalt in keiner Weise die beständige Trauer-Apoptose des Schlußaktes, wo Alarich dem Gefangenen als Freiheitsgöttin den Kranz reicht, rechtfertigt. Der Egmont des Dramas, der, losgelöst von jeder anglistischen Erwägung der Folgen, seinem Stern vertraut, steht als Goetheische Figur unendlich über dem Familienvater, der, wo es doch die allgemeine Sache gilt, sein Tun von reinlich engem Familienegoismus sich distanzieren läßt. Er ist Gemüthsstark; aber er handelt aus der ungebrochenen Einheit seines Ich heraus, nach dem, was ihm der Augenblick als recht erscheint; seine Verlobung, sein Schicksalsglaube, wenn auch genährt durch alle die Erfolge, die ihm das Glück spielend in den Schoß warf, wurzelt zu tief in freudig schimmernder Lebenskraft, die jedes Größeln als etwas Fremdes, Feindliches von sich abweist. Mit allen Schwächen trägt sein Wesen den Stempel eingeborener, großartig freier Eigenart. Aber freilich, all diese leuchtend liebendwürdige Natur, mit der er uns bezaubert, läßt ihn darum nicht weniger als bloßen Privatmenschen erscheinen, der sich selbst, nicht in dem Dünkel eines Allgemeinen, für welches er als Kämpfer alles in die Schanze schlägt, leidet. Der Vorber, den ihm Alarich reicht, ist unverdient. Die Steigerung, die die Gestalt dadurch erhalten soll, wächst nicht aus ihrem eigenen Wesen, der Verdacht theatralischer Notwendigkeit wird reger. Auch das Gespräch mit Albas Sohn, so viele schöne Sätze es aneinanderreicht, ist außerordentlich, nachdem die Würfel schon gefallen, die dramatische Spannung festzuhalten. Und ähnlich steht es mit den letzten Alarichszenen. Zu dem mit meisterlichem Realismus entworfenen Bilde des schlichten Bürgermädchens, will der heroische Stil der Reden, in denen sie dann die Bürgerin auftritt, Egmont zu befreien, nicht recht passen, man glaubt ihr wohl den Wunsch und den Gedanken, nicht den Ausdruck. Auch Lina Loffen, die in den Liebes- und Prädikations Akten war, mit der Verliebtheit zugleich den Mut und Hochsinn dieser Volkstücker zu eindringlicher Empfindung brachte, konnte die Hemmungen hier nicht überwinden. Ebenfalls gelang es, die als Aufsteiger ins Breite gesponnene Alarichszenen nicht zu beleben, in der sie, von dem armen Brandenburg Gist verlangt, um dem Geliebten in den Tod zu folgen.

Auf die Inszenierung, namentlich auch der Volksszenen, war größte Sorgfalt verwandt. Das muntere Treiben auf dem Schloßhof unter buntem Bannerkram mit dem weiten Ausblick auf die grünen Auen bildete den stimmungsvollen Auftakt, und mit gleicher Eindringlichkeit wickelte die angestrichelte, geläuterte Sprache der Bürger in dem müssigen Gespräch nach Albas, des Gefangenen, Eingang. Lebendig traten die einzelnen Volkstypen hervor, insbesondere der Schneider Jettler, dessen Darsteller, Kurt Götze, jedes bei dieser Figur sonst beliebte Karikieren mit skurrilster Last verstand. Voller Mann als Egmont erweckte stürmischen Beifall und, wie mir schien, mit sehr viel größerem Recht als sonst in ähnlichen Rollen. Das Stören in dem Organ und dem zum Schaulust neigenden Bewegungen war bis auf wenige Rudimente zurückgedrängt. Er war kein Jüngling, doch ein Mann, der aus den letzten Jugendjahren sowie die Liebe, mit welcher alle an ihm hängen, glauben mochte. Eine hohe ritterliche Gestalt, der Blick und Zuehrer und auch, was sich dem Namen zwanglos einfügte, ein wenig Stetigkeit aus dem gebundenen Rhythmus. Die Höhepunkte seines Spiels lagen im ersten Teil, in dem Erscheinen vor dem Volke, den Alarichszenen, dem Gespräch mit Oranien und Alba, und fielen mit den Höhepunkten der Dichtung

selbst zusammen. Oscar Fuchs gab, wenigstens im größten Teil der Auseinandersetzung mit dem Freunde, einen scharf charakterisierten Dranien, Steinrück einen sehr markanten Alba. Adele Sandroß klassische Diktion erhob die Episode der spanischen Statthalterin zu ungewöhnlich starker Wirkung. Herr Loos als Brandenburg fand in den ersten Szenen Töne tiefen Schmerzes und Abwehrung, die in jedem Zuge war Paula Dörty als gütig und schwache Mutter Alarichs.

Kleines Feuilleton.

Die Eröffnung der Weltausstellung von San Francisco.

Am Mittag des 20. Februar ist die Panama-Pacific-Ausstellung in San Francisco von Präsident Wilson offiziell eröffnet worden, indem er im Weißen Haus von Washington auf einen Knopf drückte, worauf die Tore der verschiedenen Ausstellungspaläste aufsprangen und mannigfache Maschinen auf der Ausstellung in Bewegung gesetzt wurden. Zugleich wurde ein Salut aus einer Anzahl Geschütze abgefeuert. Der ursprünglich geplante Pomp und Brum, mit dem die Ausstellung eröffnet werden sollte, hat infolge des Krieges aufgegeben werden müssen. Von der großen, friedlichen Versammlung der Kriegsschiffe aller Völker in der Bai von San Francisco konnte keine Rede sein; ebenso wenig konnte die feierliche Eröffnung des Panamakanals zusammen mit der Ausstellung erfolgen, sie ist bis zum Juli verschoben worden. Wenn so der Wiederhall dieser Weltausstellung in der Welt fehlt, so haben dafür die Bewohner von San Francisco die Eröffnung sehr lebhaft gehalten. Eine wilde Aufregung erfüllte die Hafenstadt schon am frühen Morgen, und Streden, Gloden, Pfeifen und Musikfesseln begleiteten die Eröffnung, bei der Staatssekretär des Innern Lane in Vertretung Wilsons eine kurze Ansprache des Präsidenten vorlas. „Dies ist die Welt im Auge“, sagte der Generaldirektor der Ausstellung Schiff. „Innerhalb ihres Bezirks gibt es keine Fremden. Alle sollen auf diesem Boden stehen, als wäre er ihr Heimatland.“ Die Ausstellung, die im Gegensatz zu anderen derartigen Veranstaltungen am Eröffnungstage vollkommen fertig ist, umfaßt eine Raumfläche von 600 Acres und ist in ihrer Ausdehnung und Anlage größer als jedes derartige Unternehmen vorher. Die Gebäude mit den Staatsausstellungen haben nach einer schätzungsweise Angabe 200 Millionen Mark Kosten verursacht. Die Ausstellung mit ihren prachtvollen Bauten, auf der einen Seite von waldbedeckten Höhen umrahmt, auf der anderen von den neuen Bässen der Bucht von San Francisco, bietet in dem strahlenden Glanz der kalifornischen Sonne und eingebettet in eine üppige Blumenpracht einen wundervollen landschaftlichen Anblick dar. Der überwiegende Jachton der Bauten ist ein warmes Braungelb, wodurch das grelle Licht der Sonne gedämpft werden soll, und viele Dächer zeigen ein sanftes Rot in Nachahmung der alten Fiedelbächer. Das gewaltige Unternehmen ist ein Beweis für die gesunde Kraftfülle San Franciscos, das nach dem großen Erdbeben unter dem Aufwand von 1400 Millionen Mark erst wieder aufgebaut werden mußte und doch bei dem Aufstehen des Ausstellungsgeländes in wenigen Tagen für diesen Zweck die Summe von 80 Millionen aufbrachte. Auf den Besuch von Fremden aus Europa wird die Weltausstellung so ziemlich verzichtet müssen, denn in diesem Sommer werden nur wenige die Reise von Europa nach Amerika wagen; aber man rechnet damit, daß auch der große Strom von reisenden Amerikanern, der sonst um diese Zeit Europa überflutet, verzogen muß, und hofft ihn nach Kalifornien abzuleiten.

Notizen.

— Vorträge. Ingunstigen des roten Halbmonds veranstaltet das Hotel Jüdischer Verbindungen im Preussischen Abgeordnetenhaus einen Zyklus von Vorträgen. Den ersten Vortrag am 3. März wird Dr. Paul Rohrbach über die Zukunft des Orients halten.

— Die Pariser Theater. Die Eröffnung des Pariser Odéon ist für den 1. März festgesetzt, und zwar unter den gleichen Bedingungen wie die der Comédie Française und der Opéra-Comique. Bis zu der Zeit, in der die politischen Ereignisse wieder regelmäßige Aufführungen gestatten werden, soll eine Reihe von Vorstellungen an bestimmten Daten stattfinden. Für die Donnerstage sind Matineen mit klassischen Schauspielen, für die Wochentage literarische Vorträge und Rezitationen, für die Sonnabende Aufführungen französischer Musik festgelegt. An den Sonnabenden und Sonntagen werden abends Vorstellungen zu ermäßigten Preisen gegeben.

„Du sprichst Stine gar zu sehr vor, sie wäre mit der Führe nie allein nach Hause gekommen. Ich denke, Du solltest ihr einen Schluß von Deinem billigen Scheidewasser geben, das liebt sie ja.“

„Reinst Du mein schwedisches Sodawasser? Das ist gar nicht so übertrieben billig, jede Flasche herzustellen kostet mich 4% Dore.“

„Kleinerwegen kann die Herstellung doch fünf Dore und einen Gofenkopf kosten — nur her damit! Wir haben übrigens den Kandidaten getroffen, er will verzeihen.“

„Ja, er war hier“, erwiderte der Vater, während er unterm Schenktisch kontierte.

„Na, was hat er Gutes gesagt? — Du kannst mir glauben, Stine freute sich, als sie ihn sah, sie hat die ganze Zeit seitdem mit sich gefaselt. Krieg ich nun das Sodawasser für sie?“

Widerwillig reichte ihm der Vater eine Flasche, und Tage eilte auf den Hof.

„Stine“, sang er hinaus.

Gedächtnis Junger Stine, Du schlugst so viele si—fi—fi—fi Triller mit Deinem M...hm...Mund.“

Dann schmalzte er mit der Junge, daß es auf dem Hof widerhallte, und ließ den Pfropfen knallen.

Sörensen strahlte trotz seiner schlechten Laune. Er hatte die Melodie von seinem Vater gelernt und sie Tage gelehrt, als der noch ein kleiner Knirps war. Vater und Sohn durch drei Generationen waren beteiligt. „B. Sörensen und Sohn“, murmelte er unwillkürlich und machte sich wieder an die Arbeit an seinem Katalog.

Nach einer Weile steckte Volder den Kopf durch die Tür und fragte nach Tage. Die beiden hatten eine Fußwanderung nach dem Erikafollen mit dem Seezeichen verabredet. Eigentlich wollte Tage den Freund abholen, aber irgend etwas Unbestimmtes veranlaßte Volder, diesen bedeutenden Umweg vorzuziehen.

Als Sörensen ihn gewahrte, war er gerade dabei, aufzustehen, aber er hielt inne und zeigte mit dem Meißel zerstreut nach dem Hof hinaus. Dann begrub er seine rote Nase wieder in dem Entwurf, in dem beglücklichen Gefühl, korrekt gehandelt zu haben, just wie ein ernstlich beschäftigter Großkaufmann es tun würde.

[Fortsetzung]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexø.

„Sie haben noch Zeit. — Was ich sagen wollte — ich war ganz oben im Stöpsel. Auf der Ausstellung waren so viele Dinge, die nur darauf berechnet waren, einem das Geld aus der Tasche zu ziehen, und ich möchte nicht überall hinkommen. Aber das war das Geld wahrhaftig wert.“

„Na, ich muß fort“, sagte der Kandidat und ergriff seinen Handkoffer.

„Ja ja, gute Reise. Sie könnten mir einen großen Dienst erweisen“, sagte Sörensen und beugte sich ernst über ihn. „Haben Sie ein Auge auf meine Frau! Kopenhagen ist ja groß, aber wer weiß — und wenn Sie sie sehen, so reden Sie ihr gut zu, und bringen Sie sie mit nach Hause.“ Seine Augen waren ganz rot geworden und blinzelten.

„Das werd ich tun“, erwiderte der Kandidat und drückte ihm die Hand warm und verständnisvoll.

Sörensen blieb im Lortweg stehen und schaute die Straße zum Hafen entlang mit schwermütigem, nachdenklichem Blick. Er hätte selbst die Reise nach der Hauptstadt unternehmen und seine Frau aufsuchen müssen, bevor es zu spät war. Es schauderte ihn, wenn er an die entsetzlichen Drobungen dachte, die sie gegen ihn ausgesprochen hatte. Allerdings war es schlimmer mit ihren Drobungen als mit ihren Handlungen, und doch — in diesem Punkte war sie gefährlich, während der ganzen Ehe hatte sie diese fixe Idee in sich großwachsen lassen.

Und hier stand er und konnte nicht vorbeugen. Das Reisen war teuer, und er war zu Hause auch gar nicht zu entbehren, namentlich in diesen Tagen, wo all das mit der Reflektoren und Ausarbeitung des Katalogs zu erledigen war — seine ganze Zukunft als Fabrikant hing ja von einem guten Start ab.

Und gefehlt den Fall, sie arbeitete sich selbst — und zugleich ihn — in etwas ganz Furchterliches hinein! Er stöhnte, Schreden verleierte seinen Blick, so daß er den Volksteiler erst gewahrte, als es zum Grühen zu spät war. Aber trotzdem verbeugte er sich tief — aller Eventualitäten wegen.

Ja, wenn es wenigstens still abliefe! Denn — Herrgott! — dergleichen war ja zu ertragen, besonders wenn man nichts Bestimmtes wollte. Das war gerade so, wie wenn

jemand vor einem mit einem Böffel gegessen hatte; es konnte einem komisch zumut werden, wenn man es erfuhr, aber ein Geschmackunterschied so an und für sich bestand nicht.

Doch sie würde schon dafür sorgen, daß nicht nur er, sondern die ganze Welt es erführe, wenn es etwas zu erfahren gab. Und die Leute würden vor Schadenfreude grinsen und auf ihn herabbliden, noch ärger, als ob er ein Verbrecher begangen hätte. Dann adieu Achtung und adieu Aussicht, in den Gemeinderat zu kommen! Vielleicht hatte man, wenn er eines Morgens erwachte, den Pferdebus über seiner Tür entfernt und statt dessen ein paar Hörner angenagelt. Dann konnte er dem Ganzen Adieu sagen und heimlos umherirren; denn ohne die Achtung seiner Mitbürger hier zu bleiben, würde ihm unmöglich sein.

Aber zuerst wollte er seine Frau recht liebevoll aufnehmen, was sie auch verbrochen haben mochte, wollte sie sorgfältig zu ihr sein, selbst wenn sie verurteilte, ihn auf noch so gemeine Art lächerlich zu machen. Wenn er dann daran festhielt, daß in Wirklichkeit nichts mit ihr geschehen sei, sondern doch nur ihre Eysterie ihr das alles eingebe — eine Art von Geisteskrankheit, — dann würde er die Sympathien doch auf seiner Seite haben — vielleicht in gesteigertem Grade, und dann war ja gar kein Schaden dadurch entstanden, daß sie sich ein wenig zerstreut hatte.

Aber — aber wenn ihre Erreiterung nun Folgen haben würde! Dann konnte es nichts nützen, daß er von Eysterie schwachte, denn darauf fielen selbst die Einfältigsten nicht herein. Man hatte ja allerdings gehört, daß Eysterie eingeblende Schwangerschaft hervorrufen konnte — aber wirklich, daß ein lebendiges Kind auf die Welt kam, das ging nicht. Versucht, daß die Zeit der Wunde vorbei war! Es wäre doch oft ganz günstig gewesen, wenn man sich auf so etwas außerhalb der Naturgehe hätte stützen können.

Mühsam hatte er bei dieser neuen Möglichkeit vor sich hin und bemerkte den Sandkorn, den Stine zog, erst in dem Augenblick, als sie in den Lortweg einbiegen wollte. Tage schob von hinten.

„Aus dem Weg, Alter, der Zug kommt!“ rief Tage munter. Stine hatte vor sich einen feuerroten Kopf, aber lachte wie gewöhnlich übers ganze Gesicht und legte sich ins Zeug, daß ihre Goldschuhe auf dem Pflaster ausglitten.

Nach einer Weile kam Tage herein; er schnauzte und wischte sich die Stirn ab:

Paul Singer & Co., Berlin SW.